

Predigt am 21.04.24, Universitätskirche Marburg

Prof. i.R. Dr. Ulrike Wagner-Rau

Auferstehung

Manchmal stehen wir auf
Stehen wir zur Auferstehung auf
Mitten am Tage
Mit unserem lebendigen Haar
Mit unserer atmenden Haut.

Nur das Gewohnte ist um uns.
Keine Fata Morgana von Palmen
Mit weidenden Löwen
Und sanften Wölfen.

Die Weckuhren hören nicht auf zu ticken
Ihre Leuchtzeiger löschen nicht aus.

Und dennoch leicht
Und dennoch unverwundbar
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung
Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.

(Marie Luise Kaschnitz, Seid nicht so sicher. Geschichten, Gedichte, Gedanken, Gütersloh 1979, 73f.)

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

in meiner Generation werden Sie kaum Theolog:innen finden, denen das eingangs gehörte Gedicht von Marie Luise Kaschnitz unbekannt ist. Damals, so schien es, hat die Dichterin mit diesem Text einen Nerv getroffen. Sie war seit den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts eine viel gelesene Autorin, auch religiös interessant in kritischer Nähe zum Christlichen. Sie griff oft biblische Motive auf, aber wendete diese ein bisschen anders als gewohnt und öffnete damit neue Perspektiven des Verstehens.

Marie Luise Kaschnitz wurde 1901 geboren und starb 1974. Es ist das 20. Jahrhundert mit den beiden Weltkriegen und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, das ihren Lebensweg geprägt hat. Zeitlebens war sie beschäftigt mit dem Schrecken und den Leiden dieser Ereignisse, auch mit der Frage nach ihrer eigenen Haltung dazu: durchgehend in kritischer Distanz zum Regime, aber auch nicht im Widerstand. Sie habe, so schreibt sie einmal, „gekämpft [...]“, aber mit zaghaften Armen. „Zwischen 1937 und 1941 lebte sie in Marburg, davor und danach u.a. in Berlin, in Bollschweil und Rom, in Königsberg und schließlich in Frankfurt. Ihre Aufgabe, so sah sie es, war das Schreiben.

Ich möchte heute das Gedicht „Auferstehung“ in den Mittelpunkt meiner Predigt stellen. Es hat Anklänge an den Text aus dem Korintherbrief, den wir eben gehört haben, schließt an die vielschichtigen Wirklichkeitserfahrungen an, die dort eingefangen sind: Wir leben – so Paulus

– mit einem Schatz, haben ihn allerdings in zerbrechlichen Gefäßen: Sind bedrängt, aber lebendig. In Ängsten und dennoch unverzagt. Täglich im Verfall begriffen und unablässig erneuert. Zeitlich, endlich und zugleich ewig. So schreibt Paulus über sich, anders als Kaschnitz, aber doch mit Berührungspunkten.

Denn ähnliche Spannungen durchziehen das Gedicht „Auferstehung“. Genau das macht seinen Reiz aus – auch für heute.

„Manchmal stehen wir auf...“ Manchmal – nicht immer und nicht auf Dauer. Das Gedicht von Marie Luise Kaschnitz beginnt vorsichtig: Manchmal ...

Es geht zunächst um den Alltag und dessen Grundlage. Nämlich: Dass wir leben – leben mit Haut und Haar. So wie jetzt, in diesem Moment, in dem unser Herz schlägt, unser Atem von selbst ein- und ausströmt, in dem wir sehen, hören, riechen, spüren, in dem wir fühlen und denken ... In dem wir uns in diesen Tagen, in denen die Nachrichten meist schlecht und beunruhigend sind, fürchten: vor den Ergebnissen der nächsten Wahlen, vor Klimawandel und sozialen Verwerfungen, oder einfach vor dem kommenden Tag mit seinen Anforderungen. Im Fokus steht das tägliche Leben, in dem wir uns sorgen und doch auch merken, dass es weitergeht, in dem wir manchmal resignieren und zugleich uns sehnen nach Liebe und Berührung – „mit unserem lebendigen Haar, mit unserer atmenden Haut“.

Im Hin und Her des Alltags, seiner zuweilen quälenden Uneindeutigkeit, dem Auf und Ab der Stimmungen: in all dem „stehen wir auf, stehen wir zur Auferstehung auf.“ – „mitten am Tage“.

Eingewoben ins Lesen, Zähne putzen, schreiben, kochen, Handwerken, Musizieren, Leute treffen, Wein trinken - „mitten am Tage“ gibt es besondere Momente. Wir tun etwas. Und es geschieht etwas.

Wir tun etwas. Wir stehen auf im ganz buchstäblichen Sinn. Stehen morgens aus dem Bett auf, um in den Tag hineinzugehen und zu tun, was dran ist. Wir stehen auf vom Schreibtisch, um die Arbeit zu beenden und uns mit anderen zum Essen zu setzen. Wir stehen nachher von der Kirchenbank auf, um den Sonntag mit Ruhe und Begegnungen zu begehen. Wir stehen auf – und damit beginnt schon etwas Neues. Ein Anfang ist gesetzt – immer wieder. Das Leben ändert sich. Was daraus wird, weiß man noch nicht.

Zuweilen hat dieses Neue etwas von einem Aufstand. Menschen machen sich gerade. Sie sprechen gegen Unrecht und für Menschenrechte. Sie haben keine Angst sich zu unterscheiden. Sie treten ein für andere oder für Ziele, die wichtig sind: für Frieden, für eine Verkehrs- und Klimawende, für jemanden, der oder die Hilfe braucht. Oder auch manchmal für sich selbst. Auch das ist ja wichtig: sich nicht zurückziehen und zu verstummen, wenn man Unterstützung braucht, sondern aufzustehen, zu den anderen zu gehen und zu sagen, was los ist.

In diesem Zusammenhang ist das Aufstehen schon mehr als der normale Alltag. Ein besonderer Impuls: Jetzt bin ich gefragt, muss dies oder jenes tun, Verantwortung übernehmen. Ich denke, wir alle spüren, dass es notwendiger wird, sich auf die eine oder andere Weise einzumischen in den politischen Prozess – und wenn es nur dies ist, Anfang Juni zur Europawahl zu gehen, nicht die AFD zu wählen und noch jemand anders darauf anzusprechen und mitzunehmen. Ein kleiner Schritt, aber kein unwichtiger. Manche engagieren sich nachhaltiger, und merken dabei, dass es auch ihnen selbst guttut: etwas zu bewirken. Nicht einfach

zuzuschauen. Die eigenen Möglichkeiten zu entdecken und zu entwickeln. Und aus der Ohnmacht in die Aktivität hinein aufzustehen.

Auch das ist nicht der große Wurf, durch den alles anders wird. „Nur das Gewohnte ist um uns.“ Auch in dieser Zeile geht es um das gewöhnliche Leben. Nicht die Wende in eine durch und durch gute Zukunft ist im Blick, keine Rettung vor allem Schwierigen. Zwar klingt in den Bildern des Gedichtes – Palmen, weidende Löwen, sanfte Wölfe – die Vision vom neuen Himmel und der neuen Erde aus Jes 65 an. Dort heißt es ja: „Wolf und Lamm sollen beieinander weiden; der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind.“ Das wäre schön.

Aber solche visionären Utopien sind hier gerade nicht gemeint. Die Perspektive des Gedichtes führt nicht aus der Realität hinaus, sondern tiefer in sie hinein. Es sieht keine Fata Morgana, wie es leicht ironisch heißt. Die Zeit bleibt nicht stehen. Sie läuft vielmehr unbeirrt weiter, so zeigt es das Ticken der Weckuhren an. Auch in der Nacht, der Traumzeit, drehen sich die leuchtenden Zeiger unübersehbar weiter. Alles bleibt im Rahmen des Flüchtigen. Wir gehen unseren Aufgaben nach. Wir arbeiten und ruhen. Die Tage verfließen und die Jahre. Und in all dem bleiben wir letztlich begrenzt und endlich.

Aber das ist nicht alles. Denn in und mit unserem Tun und jenseits davon geschieht zuweilen etwas. Das Alltägliche wird gleichsam durchsichtig, das Mühsame und Beängstigende verliert etwas von seiner Macht, und wir erleben uns anders: „Und dennoch leicht/und dennoch unverwundbar...“ Mit diesen Worten öffnet sich ein Spalt im Erwartbaren, entsteht ein Durchblick auf eine andere Ebene der Wirklichkeit. „Manchmal stehen wir auf, stehen wir zur Auferstehung auf.“ Und wir wissen nicht wie. Zwischen den eingespielten Routinen, den guten und konfliktreichen Begegnungen, inmitten von nicht Wissen wohin, Einsamkeit oder Überforderung, im Raum zwischen vielen schrecklichen und wenigen guten Nachrichten, mittendrin in diesem verwickelten, anstrengenden, uneindeutigen Leben leuchten Momente von anderer Qualität auf – Momente unendlicher Lebendigkeit, in denen es leicht ist, froh, und einfach gut, auf der Welt zu sein. Die quälenden Gedankenschleifen und unlösbaren Fragen machen Pause. Es fallen Entscheidungen. Gutes gelingt. Da ist plötzlich eine innere Kraft und Zuversicht, die wir „Gewissheit“ nennen.

„Manchmal stehen wir zur Auferstehung auf – mitten am Tage.“ Hier und jetzt kann das geschehen, oder auch morgen, in einer Woche, vielleicht auch erst in einem Jahr – aber immer neu ist es möglich. Der Alltag wird durchsichtig, Gewissheit breitet sich aus, der Boden trägt. Für einen Moment scheint es offenkundig zu sein, dass alles zusammengehört, die Widersprüche des Lebens letztlich einer heilsamen Logik folgen, die Sehnsucht nach dem guten Ort an ein Ziel kommt: „Geordnet in geheimnisvolle Ordnung/Vorweggenommen in ein Haus aus Licht.“ Hier, in diesen letzten Zeilen des Gedichtes, bringt das Aufstehen uns in eine Dimension hinein, die uns widerfährt. Unerwartet geraten wir ins Licht – vorweggenommen, für einen Augenblick im Jetzt, der ahnen lässt, dass es anderes gibt als das, was wir wissen können.

Das Gedicht ist das Werk einer Frau, die sich intensiv auseinandergesetzt hat mit der Frage, was denn zu hoffen sei. Sie hat darauf unterschiedliche Antworten gegeben, aber immer beide Aspekte zusammengehalten: Dass das Leben schrecklich ist und schön. Und dass es trotz aller unentrinnbaren Schrecken Hoffnung gibt.

Einmal schreibt sie, in den Jahren nach dem Verlust ihres sehr geliebten Mannes: „...ich wollte auferstehen, also übte ich mich im Tanz, wobei es mir manchmal auch gelang, auf dem Kopf zu stehen, jedenfalls immer leichter zu werden, was zur Folge hatte, dass auch die Dinge

immer leichter wurden und zu tanzen begannen.“ Ganz wörtlich meint sie dies, als eigenes Tanzen, „auch und gerade in den bedrohlichsten Lagen. Aber auch unwörtlich als ein Zustand des Gleitens und Schwebens, auch des inneren Lächelns, das, weit entfernt von einer verbissenen Gottsuche, mich doch am nächsten zu dem hingeführt hat, was den Gläubigen als Gegenwart Gottes erscheint.“ (GW 2, 514)

Also: Tanzen wir! Wir können und sollen viel tun. Aber meiden wir die Verbissenheit, bleiben wir in Bewegung und offen dafür, dass sich uns die Tür öffnet in das Haus aus Licht.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen